

„Wir müssen Räume für Überraschungen schaffen“

Die Architektin **Saskia Hebert** hat sich auf Transformationsdesign spezialisiert. Sie findet, dass Berlin bei seinen Bemühungen, einen guten und gerechten Lebensstandard ohne fossile Brennstoffe anzustreben, noch Luft nach oben hat. Wieso bleibt sie dennoch optimistisch im Kampf gegen den Klimawandel?

Interview: Bert Rebhandl

Frau Hebert, zuletzt war häufig davon die Rede, dass die nächsten beiden Legislaturperioden – in Deutschland, in Berlin – von entscheidender Bedeutung für den Kampf gegen den Klimawandel sind. Bis 2030 werden wir im Wesentlichen wissen, welche Perspektive es gibt. Das sind acht Jahre, in denen sich das Leben enorm verändern müsste. Sie beschäftigen sich beruflich mit Transformationen. Wie nehmen Sie die neue Dringlichkeit wahr?

Ich finde es interessant, dass jetzt versucht wird, über die Begrenzung eines Handlungszeitraums mehr Druck in die Debatte zu kriegen. Wir sind ja nicht zuletzt deshalb so transformationsresistent, weil wir noch nicht so richtig am eigenen Leib spüren, was auf uns zukommt. Das ist das so genannte Präventionsparadox, ähnlich wie jetzt bei den Corona-Wellen: Wenn ich rechtzeitig vorsorge, dann tritt ein Ereignis, vor dem gewarnt wird, ja im Idealfall gar nicht ein. Das führt aber dann zu Zweifeln an den Vorhersagen, die dann nicht eintreffen. Diese Rede von den acht Jahren finde ich gefährlich: Man ist mit einem pauschalen Weltuntergangsdatum konfrontiert, das die einen zu abstrakt und die anderen zu konkret finden. Das kann dann auch zu Resignation oder sogar Widerstand führen, zumal man ja nicht weiß, was man dagegen jetzt als Einzelne eigentlich tun kann. Sich da seitens

der Politik Ziele zu setzen, ist wichtig, aber noch besser wäre es, sie auch konsequent umzusetzen, und zwar jetzt, heute, sofort. Das Klima lässt ja leider nicht mit sich verhandeln.

Als in den 1970er Jahren die Ökologie-Thematik auftauchte, war viel von Einschränkungen die Rede. In der Ölkrise gab es autofreie Sonntage und leere Autobahnen. Heute lautet das Credo einhellig: Wir bleiben eine reiche Konsumgesellschaft und lösen das technologisch. Wird es wirklich ohne Verzicht gehen?

Das denke ich nicht. Mit rein technologischen Innovationen werden wir das nicht hinkriegen, da verlagern wir nur das Problem: Fürs E-Auto brauchen wir dann halt Lithium statt Erdöl, aber die Straßen sind immer noch verstopft und die Ressourcen knapp. Ich finde es sehr schade, dass Verzicht zum Kampfbezug geworden ist.

Und dass immer gefragt wird, ob wir uns denn den „Klimaschutz leisten“ können. Das ist schon ironisch: Nachdem 1973 die Grenzen des Wachstums erstmals breit thematisiert wurden, ist ja alles fröhlich weitergewachsen. Die Wirtschaft, der Konsum, der Ressourcenverbrauch, die Erderwärmung. Wenn wir diese Wachstumsideologie nicht hinter uns lassen, verwehren wir sehr vielen Menschen den Zugang zu einer lebenswerten Zukunft. Wir verzichten außerdem aktuell ziemlich bereitwillig auf vieles, zum Beispiel saubere Luft, Biodiversität, globale Gerechtigkeit und die Bewohnbarkeit weiter Teile des Planeten. Und das nur, um unser westliches Wohlstandsmodell nicht allzu sehr in Frage stellen zu müssen. Das ist doch absurd, oder?

Für die Jahre bis 2030 drängt sich das Bild vom großen Sprung auf. Im 20. Jahrhundert waren solche großen, beschleunigten Veränderungen fast immer von totalitärer Gewalt begleitet. Kann man das auch demokratisch machen?

Wären wir vor 50 Jahren langsam losgetripelt, müssten wir vielleicht heute nicht vom Springen reden. Sind wir aber nicht, daher wird die Diskrepanz zwischen der Welt, in der wir leben, und der, in der wir leben müssten, immer größer. Ich warne aber davor, das mit Sprüngen lösen zu wollen. Also den Fortschritt, den wir offensichtlich trotz aller technologischen Innovation nicht ausreichend geschafft haben, durch einen Fortsprung zu ersetzen. Ist nicht vielleicht ein Innehalten sinnvoll, bevor ich springe und mich völlig in der Luft befinde? Oder vielleicht auch mal ein Blick zurück? Großmutter konnte noch ohne Plastik Sachen einpacken, und es war noch bis

vor wenigen Jahrzehnten ganz normal, Dinge lange zu benutzen oder zu reparieren, die man heute wegschmeißt, wenn der Lack ab ist. Aber da passiert schon etwas: Vor fünf Jahren war Transformationsdesign – ein Studiengang, der sich mit der Gestaltbarkeit von nachhaltiger Veränderung befasst – noch ein totales Nischenthema. Das hat sich geändert, schon weil das die Studierenden heute wissen wollen, wie man besser mit der Welt umgehen kann. Wo aber sind Hebelpunkte, von denen aus sich tatsächlich etwas



Zur Person

Saskia Hebert 1970 in West-Berlin geboren, gründete die studierte Architektin 2000 mit Matthias Lohmann das Büro subsolar* architektur & stadtforschung. Sie promovierte über den „gelebten Raum“. Von 2015 bis 2020 unterrichtete sie in Braunschweig Transformation-Design. 2018 gab sie gemeinsam mit Harald Welzer und Dana Giesecke einen Zukunftsalmanach heraus.

verändern lässt? Wie gehen wir mit den aktuellen Unsicherheiten und Transformationszumahungen um? Ich würde mir da mehr Gelassenheit, mehr Experimente und mehr gesamtgesellschaftliche Vor- und Fürsorge wünschen. Eine neue Nah- und Mitwelt zu entdecken und die demokratisch auszuhandeln, anstatt panisch irgendwo hinzuspringen.

Die Nahwelt hängt leider stark von der Geopolitik ab.

Ich bin sehr von 1989 geprägt. Der Mauerfall ist ja ein tolles Transformationsbeispiel für eine positive Veränderung, die so niemand vorhergesehen oder irgendwie groß geplant hat. Das fand ich toll – und bin heute sehr frustriert von den geopolitischen Spannungen, die da jetzt wieder aufgebaut werden: von Politikern ganz alten, aber auch neuen Typs. Das hatten wir doch alles schon. Ich bin in West-Berlin aufgewachsen, einer geteilten und ummauerten Stadt. Für mich war die Wende eine folgerichtige Entwicklung aus der Friedensbewegung der 80er Jahre. Wir hatten damals das Gefühl, die Welt wird erwachsen und wächst zusammen. Es geht um Kooperation, dachte man, statt um Konkurrenz. Heute erkennt man, dass die Mauer nur ein paar Meter weiter draußen wieder aufgebaut wurde, an den europäischen Außengrenzen.

Sie waren in Ihrer Jugend also eher friedensbewegt als umweltbewusst?

Ich hatte als Kind ein Bilderbuch über Stadtentwicklung, das heißt: „Hier fällt ein Haus, dort steht ein Kran und ewig droht ein Baggerzahn oder Die Veränderung der Stadt“, ein

liebervoll gezeichnetes Manifest gegen die kommerzielle Verschandelung des urbanen Raumes. Damals hatte ich noch gar nicht vor, Architektur zu studieren. Aber es hat mich beeindruckt, weil das so unausweichlich schien, dass Menschen ihre Umwelt verändern und dabei verschlimmbessern. Während meiner Schulzeit waren Smog, saurer Regen und das Ozonloch die ersten Vorboten eines globalen Klimabewusstseins. Ich gehörte aber nicht zu den Ökos der ersten Stunde, und ich denke auch heute, dass Umwelt und Klima gut klarkommen, auch ohne uns. Die müssen wir nicht schützen. Wir sollten sie aber in unserem eigenen Interesse nicht kaputt machen.

In Berlin hängen viele Wohnungen am Gas, das dann oft aus Russland kommt. So dringt die Geopolitik bis ins Wohnzimmer. Was gibt es da für Szenarien?

Die Energiewende, manche sagen auch die Wärmewende, ist ein wichtiges Thema, das uns in Zukunft noch viel beschäftigen wird. Der übliche Reflex in meiner Branche geht in Richtung Effizienz, also aus weniger mehr machen, etwa Heizenergie zu minimieren durch das Dichten und Dämmen von Gebäuden. Das ist aber teuer und geht auch nicht immer. Auf der Ebene der Nachbarschaft oder des Kiezes gibt es die Möglichkeit zur Kooperationen, beispielsweise in Energiegenossenschaften, die Blockheizkraftwerke und Nahwärmenetze betreiben. Die Energieversorgung kann generell stärker dezentralisiert werden, auch regenerative Energien wie Solarthermie, Geothermie,

Holzpellets und Biogas können eine Rolle spielen. Aber auch hier kann Verzicht, oder sagen wir lieber Genügsamkeit, eine Rolle spielen, wenn zum Beispiel nicht alle Zimmer einer Wohnung im Winter auf 19 Grad oder mehr geheizt werden. Das wäre ein Beispiel für Suffizienz, wie auch das Teilen von Dingen, oder Nutzen statt Besitzen.

Ein großes Ziel braucht einen großen Anreiz. Gibt es denn eine Vision von Berlin 2030, die Sie skizzieren könnten?

Eine Vision vielleicht nicht, aber ich kann ein Beispiel geben. Der Bund deutscher Architektinnen und Architekten (BDA) Berlin hatte kürzlich dazu eingeladen, über die A103 nachzudenken, das kurze Autobahn-teilstück nach Steglitz runter. Die ist ja eigentlich obsolet, die braucht kein Mensch. Diese autogerechte Stadt der 50er und 60er Jahre wird aber in Berlin immer noch weitergebaut. In Amsterdam wird hingegen gerade darüber nachgedacht, wie man frei werdende Flächen im Hafen nutzt. Da gibt es eine Fraktion, die sagt: Wenn wir wirklich Zero Waste und Cradle to Cradle, also Rohstoffverwertung und Recycling, machen wollen, müssen wir die Stoffe, die früher Müll hießen, irgendwo hinlegen und bearbeiten. Ich habe mir also vorgestellt, dass die A103 zur „Forever Mine“ wird: eine Teststrecke, auf der sich die Stadt selber recycelt, immer und immer wieder. Studierende der Transformationswissenschaften in Flensburg, denen das vorgelegt wurde, waren irritiert, dass das keine hübsche grüne Welt ist, aber ich finde es wichtig, sich da nichts

„Wir verzichten bereitwillig auf vieles: saubere Luft, Biodiversität, globale Gerechtigkeit“

SASKIA HEBERT

vorzumachen: Manche Dinge sind vielleicht auch in Zukunft nicht schön, nicht leise oder nicht geruchsneutral. Und es reicht auch hier nicht, Hochhäuser mit einem grünen Vorhang zu versehen, aber weiterhin Sand für Beton aus fernen Ländern ranzuschaffen. Dabei gibt es tolle Beispiele von innovativen Städten, von denen Berlin durchaus lernen könnte: Barcelona hat durch Verkehrsberuhigung nicht Shoppingmeilen geschaffen, sondern neue Nachbarschaften. In Amsterdam ist die Verkehrswende schon gelaufen, da fährt man lieber mit dem Fahrrad als mit dem Auto, denn das geht einfach schneller und ist dazu noch gesünder. Das ist in Berlin immer noch halbherzig. Dabei war die Stadt immer eine Improvisationskünstlerin. Ich vermisse aber diesen Aufbruchgeist.

Fehlt intellektuelles Potential in der Stadtverwaltung?

Berlin ist ja ein Bundesland, das hat eine Senatsverwaltung, und dann gibt es zwölf Rathäuser in den Bezirken, die sind wie eigene Städte. Die verstehen sich nicht immer, da gibt es Kompetenzgerangel. Die Senatsverwaltung sehe ich da in der Verantwortung, einen größeren Plan vorzugeben, den sie ja nicht alleine erfinden muss. In Wien zum Beispiel wird so etwas stärker mit der Architektenschaft diskutiert. Hier hat die Verwaltung Angst vor den Bürgern. Es wollen ja auch nicht alle Bürgerinnen das Gleiche, da braucht es einen Diskurs und möglichst breite Partizipation, und letztlich muss jemand die Verantwortung übernehmen und Entscheidungen herbeiführen. Dafür braucht man aber wieder Menschen, die nicht in Silos und Zuständigkeiten denken. Die fehlen – und nicht so sehr das intellektuelle Potenzial.

Ist es zu negativ, wenn man sagt: Berlin hat insgesamt keinen Plan?

Vielleicht müsste man es so zuspitzen: Berlin hat viele Pläne, aber keinen Plan. Der letzte zusammenhängende Plan, über den diskutiert wurde, war das so genannte „Planwerk Innenstadt“ der 90er Jahre, das ein Berlin aus dem 19. Jahrhundert rekonstruieren wollte. Die vorherige Senatsbaudirektorin Regula Lüscher hatte zum Glück ein moderneres Bild von Verwaltung und Stadtentwicklung, aber leider sehr wenig Macht. Nun wurde mit Petra Kahlfeldt eine Frau für dieses Amt bestellt, die für historisierende Villen und Stadtre-

konstruktion steht – das lässt mich fürchten, dass hier ein großer Sprung rückwärts bevorsteht. Es fehlt einfach an transparenten Verfahren, und es fehlt eine Agenda. Oder wenigstens eine plausible Idee, was wie wohin führen soll, ein Prozessdesign. Bei der Berliner SPD fehlt aber vielleicht sogar das Problembewusstsein. Das wäre fatal.

Die Digitalisierung gilt als Schlüsselbereich der Transformation. Sie macht viele Vorgänge immateriell, das sollte also Erleichterungen schaffen.

Ich wäre vorsichtig mit der Immaterialisierung. In Teilbereichen schafft die Digitalisierung sogar einen Mehrverbrauch, plötzlich habe ich dann eben sieben Kanäle, auf denen ich gleichzeitig kommuniziere. Wir lernen neue Dinge, ohne uns zu fragen, wie sinnvoll sie sind. Es gibt den schönen Satz von Cedric Price: Wenn Technologie die Antwort ist, was war noch mal die Frage? In Bezug auf Nachhaltigkeit müsste man also fragen: Was kann denn mit der Digitalisierung obsolet oder wenigstens dekarbonisiert werden? Wobei da auch Rebound-Effekte drohen: Das Internet hat heute schon einen größeren Stromverbrauch als die meisten Länder der Welt. Und je mehr Dinge smart werden, desto eher regredieren die Menschen zu ihrem Bedienpersonal. Das geht in Richtung neuer Abhängigkeiten. Ich habe nichts gegen digitale Werkzeuge. Mir ist das aber zu viel umgekehrte Logik, die vorgibt, Bedürfnisse zu befriedigen, aber in Wirklichkeit neue erzeugt, an denen sich dann wieder prima verdienen lässt. Dass Lieferdienste damit werben, alles in zehn Minuten vorbeizubringen, was man vorher selbst gekauft hätte, ist doch furchtbar. Wichtig wäre, dass mehr von uns die Sprache dieser Sphäre beherrschen,

die wir da geschaffen haben, um nicht von ihr beherrscht zu werden.

Bei der Digitalisierung geht es um gigantische Strukturen: in welche Cloud sollen die Daten der Stadt, dürfen Google und Microsoft die Schulen kolonisieren? Auf welcher Ebene sollte man da nach Lösungen suchen? Ist eine Stadt wie Berlin da nicht zu klein?

Berlin ist nicht zu klein. Berlin hat

eine gute Smart-City-Initiative, die beruht auf Open Data, da stehen zum Beispiel Daten im Netz, die ich als Planerin brauchen kann. Das ist robust und transparent. Auch eine Dezentralisierung von Netzinfrastrukturen könnte durchaus Sinn machen. Bekannte von mir experimentieren mit geschlossenen kleinen WLAN-Systemen für Communitys, die nicht im Netz sein wollen. Ein Stück autarker digitaler Infrastruktur. Der nächste Schritt wird ohnehin sein, dass viele versuchen, ihre Kommunikation wieder weniger einsehbar und sich von den großen Konzernen unabhängiger zu machen. Das ist auch eine Bildungsaufgabe. Viele Jugendliche sind ja heute entsetzt darüber, dass ihre Eltern in Querdenkerblasen abdriften, weil sie nicht gelernt haben, mit Messengerdiensten umzugehen. Da kommt man mit dem Regulieren schwer hinterher.

Wie sehen Sie die Perspektiven für eine Verkehrswende?

Da müssen Angebote so geschaffen werden, dass ich einfach nicht mehr darauf komme, mit einem PKW täglich eine Stunde im Stau zu stehen. Ich fahre täglich mit dem Fahrrad von Friedrichshain nach Neukölln. Neulich gab es mal mal zwei Tage, an denen ein Stau vor der Warschauer Brücke anfang und sich erst weit hinter dem Schlesischen Tor auflöste. Was war passiert? Die Elsenbrücke wurde gesperrt. Die Infrastruktur für PKWs ist schon so kritisch, dass jeder kleine Infarkt zu einem Organversagen führt. Die Menschen sehen aber keine Alternative dazu, im Stau zu stehen, und ertragen das Warten, anstatt beispielsweise aufs Rad umzusteigen. Weil es an Ermutigung fehlt. Und an Ideen vielleicht auch. Aber dieses Umdenken, dieses Suchen nach Alternativen, das müssen wir üben. Das muss über den Spaß laufen, etwas auszuprobieren, über Neugier, und über positive Feedback Loops. Die Stadt kann dafür Infrastrukturen schaffen und Experimente wagen, in denen man Erfahrungen machen und aus denen man etwas lernen kann.

Sie engagieren sich auch in einer Stadtbodenstiftung. Worum geht es da?

Die Stiftung hat das Ziel, den Boden der Stadt dem Markt zu entziehen. Es ist ja ein Systemfehler, dass immer weniger Leute sich Flächen leisten können. Seit zehn Jahren sind die Zinsen weltweit niedrig, deswegen kaufen sich auch Leute aus fernen Ländern in Berlin Baugrundstücke zu Renditezwecken. Berlin hat in den nuller Jahren alles verschertelt und jetzt wenig Gestaltungsmöglichkeiten. Die Stadtbodenstiftung versucht, das in kleinem Maßstab zu korrigieren. Sie hilft Wohnprojekten und anderen gemeinwohlorientierten





„Ich sehe in der Coronakrise auch eine Übe-Situation für die Klimakrise

SASKIA HEBERT

Trägern, Grundstücke vom Markt zu nehmen. Wir denken einfach, dass man mit Boden nicht spekulieren sollte.

Was halten Sie von der Initiative „Deutsche Wohnen & Co enteignen“?

Das basiert ja auf einer ähnlichen Grundannahme, dass nämlich Wohnen ein Grundrecht ist und keine Ware. Und dass das gute alte Sprichwort vom Eigentum, das verpflichtet, sicher nicht meinte, dass es vor allem um Dividenden geht bei der Wohnungswirtschaft. Das Prinzip genossenschaftlichen Wohnungsbaus zum Beispiel beruht darauf, dass Gewinne aus Mieten etc. zur Instandhaltung reinvestiert und nicht an irgendwelche Aktionäre ausgeschüttet werden, sondern den Genossenschaftsmitgliedern zugute kommen, denn die wohnen da auch. Da läuft einfach vieles schief zur Zeit auf dem Wohnungsmarkt, und der Volksentscheid bestätigt, dass die Mehrheit der Berlinerinnen das auch so sieht. Das sollte der Politik zu denken geben. Und vielleicht verdirbt ja auch eine Enteignungsdebatte manch einer internationalen Investmentgesellschaft den Appetit auf Berliner Häuser. Dass es dabei aber im Grunde um einen Rückkauf dessen geht, was man zuvor verschleudert hat, finde ich ärgerlich, denn die Deutsche Wohnen hat ja damals die GSW übernommen, die vorher dem Land Berlin gehörte. Natürlich für viel weniger Geld.

Sie klingen oft deutlich wie eine Kapitalismuskritikerin. Müssen wir nach Alternativen zu diesem System suchen?

Mit ein paar Kapitalismus-Alternativen haben wir ja in der Vergangenheit eher schlechte Erfahrungen gemacht, insofern wäre ich da vorsichtig. Aber eine Kritik, auch eine deutliche, muss schon sein, finde ich. Eine soziale Marktwirtschaft ist aus meiner Sicht schon mal besser als reiner Neoliberalismus. Aber ich bin ja keine Expertin auf dem Feld von Ökonomie und Politik, ich kann nur sagen, was in meinem Feld nicht funktioniert, wie eben zum Beispiel der krasse Mangel an bezahlbaren Wohnungen in Berlin. Gleichzeitig funktioniert ja vieles sehr gut: Wir können hier frei über die Zukunft nachdenken und sie sogar ein Stück weit mit gestalten. Das möchte ich nicht eintauschen gegen eine Öko- oder sonstige Diktatur. Wobei ich die Coronakrise ja auch als Übe-Situation für die Klimakatastrophe sehe: Wir sind einfach nicht gut im Umgang mit systemischen Risiken. Dazu gehören für mich neben der Frage individueller Freiheiten und gemeinwohlorientiertem Handeln auch Gerechtigkeitsthemen, denn in simplen Verteilungsfragen liegt viel Konfliktpotenzial. Oder nehmen wir die so genannte Externalisierung: Dinge wie Umweltfolgen oder Ausbeutung müssen dringend eingepreist werden in unsere Konsummuster. Sonst zahlen unsere Kinder dafür den Preis.

Müssen Sie sich manchmal Ihren Kindern gegenüber dafür rechtfertigen, was Ihre Generation angerichtet hat? Oder wird das beim Frühstück konstruktiv diskutiert?

Transformationen sind nicht planbar, auch die große nicht, denn sie finden in der Zukunft statt. Sie sind aber prinzipiell gestaltbar. Wenn ich heute etwas pflanze, habe ich zwar keine

Garantie, dass ich morgen etwas ernten kann. Aber ich werde ziemlich sicher morgen nichts ernten können, wenn ich heute nichts pflanze. Wir müssen also im Heute Weichen stellen, Möglichkeiten schaffen, Samen setzen, Dinge pflegen. Wir brauchen einen Kulturwandel, das ist keine Kleinigkeit, aber ich glaube, dass wir den hinbekommen können. Dafür müssen wir uns aber gegenseitig zuhören und einander ernst nehmen, das gilt auch und gerade für Kinder. Unsere Tochter ging einmal durch eine Phase, in der Shoppen sehr wichtig für sie war. Damals war ich die Spielverderberin, wenn ich kritische Fragen stellte. Inzwischen fragt sie mich, ob ich tatsächlich ein neues Handy brauche, und warum es das alte nicht noch eine Weile tun könnte. Das hat sich umgekehrt. Unsere Kinder sind eh sehr viel reflektierter und haben sehr viel mehr Überblick, als ich damals in ihrem Alter. Aber wir sind in unserer Familie alle eher Optimisten, würde ich sagen, und wir versuchen, nie den Humor zu verlieren. Das hilft.

Sie sind Optimistin, weil Sie mit dem Unerwarteten rechnen?

Es ist ja der Kern des Unerwarteten, dass man nicht mit ihm rechnen kann. Der Philosoph Ernst Bloch unterscheidet echte und unechte Zukünfte. Unehchte Zukunft errechnet sich aus Wahrscheinlichkeiten und Erfahrungen. Wenn wir zu Bett gehen, werden wir in der Regel morgens wieder aufwachen. Die echte Zukunft dagegen ist nicht vorhersagbar, sie hält Überraschungen bereit. Diese Unsicherheit ist eine Zumutung, aber enthält eben auch Chancen, wie damals beim Mauerfall. Wir müssen mutiger werden und Räume schaffen für solche positiven Überraschungen. Wir müssen Türen in mögliche, wünschenswerte Zukünfte öffnen und uns selbst wieder überraschen lernen.